

Vom Herzen in die Hände

Ein Ostertagebuch

Stefan Nold

Samstag, 20. April 2019

Es ist Ostersonntag, 10:00 Uhr. Filomena und ich sitzen auf unserer Veranda, frühstücken, schauen auf unseren schönen Garten und unterhalten uns über das, was wir gerade lesen und was heute zu erledigen ist. Am Samstag gehe ich morgens um sieben oder halb acht in mein etwa 100 Meter entferntes Büro, arbeite zwei oder drei Stunden und hole dann die Brötchen für unser gemeinsames Frühstück. Es ist ein schönes Ritual.

Tucholsky hat einmal gesagt: *„Für die Arbeit ist der Mensch auf der Welt, für die ernste Arbeit, die wo den ganzen Mann ausfüllt. Ob sie einen Sinn hat, ob sie schadet oder nützt, ob sie Vergnügen macht –: das ist alles ganz gleich. Es muss eine Arbeit sein. Und man muss morgens hingehen können. Sonst hat das Leben keinen Zweck.“* Danach blättere ich ein wenig in dem Buch *„Überzeugen im Handumdrehen“* von Robert Cialdini – ein Buch, das besser ist, als der Titel vermuten lässt. Ich liege noch ein wenig auf der Couch und dann schwinde ich mich auf mein Fahrrad und fahre in die Innenstadt. Gestern ist eine Mail gekommen, dass im Depot der Solidarischen Landwirtschaft im Martinsviertel, von wo wir einen Teil unseres Gemüses beziehen, noch ein paar Wirsingköpfe, Schwarzwurzeln und Schnittlauch übrig sind. Filomena gibt mir einen kleinen Einkaufszettel mit Dingen mit, die es in unserem Ortsteil Arheilgen nicht zu kaufen gibt.

Anschließend will ich im Baumarkt vorbeifahren und eine Schachtel mit Kompostbeschleuniger kaufen. Es ist Frühling, die Sonne scheint, es ist angenehm warm. Die Tour in der Stadt dauert seine Zeit, aber es ist ganz schön, wenn man für jedes Ding, das man kaufen möchte, in verschiedene Läden geht, so wie der Onkel Tobi aus

dem alten Kinderbuch, der mit seinem Pferd und Wagen samstags in die Stadt fährt und Besorgungen macht: *„Einen Besen für den Stall, für die Katze einen Ball, für die Äpfel eine Schüssel und den neuen Haustürschlüssel; na für diesmal ist's nicht viel, das behalt ich, das behalt ich, das ist ja ein Kinderspiel.“*

One-stop-shopping geht schneller, aber wie sagte der chinesisch-amerikanische Philosoph Lin Yutang vor gut 80 Jahren: *„Four thousand years of efficient living would ruin any nation“* (Viertausend Jahre effiziente Lebensführung richtet jede Nation zugrunde). Nachdem in der Stadt alles erledigt ist, komme ich auf dem Weg zum Baumarkt an einem Flohmarkt vorbei, der jeden Samstag auf einem großen Firmenparkplatz stattfindet. Einer plötzlichen Eingebung folgend stelle ich mein Fahrrad ab und steuere einen Stand an, wo auch Bücher verkauft werden. Aus mehreren Kisten, hauptsächlich – aber nicht nur – angefüllt mit Herz-Schmerz-Literatur, fische ich nach längerer Suche vier Bücher heraus: *„Automation: Risiko und Chance“*, der zweite Band einer internationalen Arbeitstagung der IG Metall aus dem Jahr 1965 in Oberhausen, ein schmales Bändchen mit autobiografischen Fragmenten von Martin Buber, die Biographie einer Türkin in Deutschland, Inci Y. mit dem Titel *„Erstickt an euren Lügen“* und *„Bruder Abel“* eine Sammlung von Erzählungen zum Thema Barmherzigkeit, herausgegeben von Elisabeth Kumpf aus dem St. Benno Verlag, Leipzig *„nur zum Vertrieb und Versand in der Deutschen Demokratischen Republik und in den sozialistischen Ländern“* wie auf der ersten Seite vermerkt ist. Das scheint nicht ganz geklappt zu haben. Aus dem Buch fällt mir eine kleine gefaltete Dankeskarte des Marianischen Missionsvereins in Hünfeld bei Fulda aus dem Jahr 1956 mit weihnachtlichen Segenswünschen an seine Förderinnen und Förderer ent-

gegen: *„Möge das Licht, angezündet an Bethlehems Stern, auch Ihre Herzen erhellen, erwärmen und froh machen; trotz aller Nacht, die uns bedroht“*. Ich liebe diese alten Bücher und ihre Geschichte. Ich bezahle vier Euro für die vier Bücher und die Händlerin wünscht mir frohe Ostern.

Mein Rucksack ist jetzt sehr schwer und prall gefüllt. Ich überlege, wie ich wohl die große Schachtel mit dem Kompostbeschleuniger auf dem Fahrrad nach Hause bekomme. Das wird schwierig und ich werde – wenn überhaupt – nur ganz langsam fahren können. Aber das Wetter wird jetzt warm, wir brauchen das jetzt und so steuere ich den Baumarkt „Bauhaus“ an, der direkt danach auf meinem Weg nach Hause liegt. In der Gartenabteilung ist eine ganze Batterie von Grills aufgebaut. Dort entdecke ich unseren Nachbarn Taizier bei der intensiven Begutachtung der Besonderheiten eines Grills. Wir begrüßen uns und es entwickelt sich ein kleines Frage-Antwort-Spiel: *„Was machst du hier?“* Er schaut auf den Fahrradhelm in meiner Hand und stellt fest: *„Viel kannst du ja hier nicht einkaufen. Du warst vorher in der Stadt? Was hast du da gemacht?“* Nachdem ich alle Fragen zu seiner Zufriedenheit beantwortet habe, kommt seine Frau Karin angeschlendert und meint, dass sie die große Schachtel mit dem Kompostbeschleuniger prima im Auto mitnehmen können. Dieser Vorschlag kommt wie gerufen. Ich suche aus was ich möchte, gebe Ihnen das Geld und wir verabschieden uns. Beschwingt fahre ich davon, freue mich über diesen schönen Zufall und darüber, so nette Nachbarn zu haben. Auf dem Rückweg, etwa auf der Höhe von „Hornbach“, dem zweiten Baumarkt im Darmstädter Industriegebiet, sehe ich zwei Kinder, ein Mädchen von etwa 10 oder 12 Jahren und einen etwas älteren Jungen, vermutlich Bruder und Schwester. Ihre Fahrräder haben sie abgestellt. Sie stehen um eine Lage von 12 Einliterpackungen fettarmer H-Milch, zwei Lagen Joghurt und einer Tasche mit Einkäufen. Alles ist ihnen vom Fahrrad gefallen. Das eine Fahrrad ist ein Rennrad ohne Gepäckträger und Schutzblech, das andere hat als Gepäckträger zwar eine Ablage, aber keinerlei Möglichkeit, dort etwas festzuklammern oder zu befestigen.

Die beiden Kinder stehen ratlos vor diesem Kladderadatsch. Ich halte an, biete meine Hilfe an und überlege was zu tun ist. Ich probiere, die Milch auf mein Fahrrad zu stellen und sie mit einer Schnur, die ich zufällig im Rucksack habe, am Fahrrad zu befestigen. Das gelingt nicht. Das Mädchen ist pfffig: „Jetzt hast du die Schnur nur um die Milch festgemacht, aber gar nicht am Fahrrad“. Sie hat recht. Wir nehmen Karton wieder herunter, aus einer Tüte läuft schon etwas Milch aus. Jetzt muss eine Lösung her. Ich schlage vor, zum Baumarkt gegenüber zu laufen und Restkartons zu holen. Das Mädchen geht mit. Der Junge spricht nicht, vielleicht kann er kein Deutsch. Er bleibt und passt auf die Sachen auf. Am Packtisch finden wir zwar keine fertigen Kartons, aber stabile, große Kartonstücke und eine große Rolle mit Schnur.

Mit vielen Kartonstücken und einer langen Schnur kommen wir zurück. Mit meinem kleinen roten Taschenmesser mit der Aufschrift „Spende Blut beim Roten Kreuz“, das ich immer dabei habe, schneide ich Kartonstücke zurecht. Damit gelingt es, eine hinreichend große und stabile Unterlage auf dem Gepäckträger des einen Fahrrads zu schaffen, so dass wir die 12 Liter Milch, die zwei Lagen Joghurt und die Einkaufstasche dort übereinander abstellen können. Mit weiteren Kartonstücken können wir die Ladung seitlich absichern und mit der Schnur festzurren. So machen sich die Kinder auf den Heimweg, die Fahrräder nebeneinander herschiebend. Ich bringe die übrig gebliebenen Kartonstücke zum Baumarkt zurück und fahre ihnen hinterher. Als ich sie einhole, haben sie schon ein großes Stück Weg zurückgelegt. Ich rufe Ihnen einen Abschiedsgruß zu und fahre nach Hause.



Nach dem Abendessen schmökere ich in den neu gekauften Büchern und lese mich im Vorwort von „*Bruder Abel*“ fest: „*Im Alten Testament fragt Gott den Menschen: Wo ist dein Bruder Abel? Und der Mensch antwortet: Ich weiß es nicht. Bin ich denn der Hüter meines Bruders? Ist es möglich, dieses Wort Kains ohne Erschrecken zu lesen? Das Wort des Mörders, der die Schuld auf das Opfer legen möchte. Im Neuen Testament fragt der Mensch Gott: Wer ist mein Nächster? Und Gott gibt ihm gleichsam Kains Antwort zurück, er erzählt ihm die Parabel vom Barmherzigen Samariter, in der er den Menschen zum ‚Hüter seines Bruders‘ bestellt. Zwischen diesen beiden Polen, der Ablehnung und der Annahme der Verantwortlichkeit für den Nächsten, für den Bruder, bewegt sich unser Leben. Wir könnten diese Frage über unsere tägliche Gewissensforschung stellen und dem Tag sein Gewicht geben je nachdem wir uns dem einen oder anderen Pol genähert haben. Oder war der Tag vielleicht ‚neutral‘ war er weder kalt noch heiß, so dass er nur verdient, ausgespien zu werden. Denn selbst aus der Untat kann aus Reue noch Tat werden, aus der Gleichgültigkeit scheint es fast unmöglich, aufgeweckt zu werden.*“ Danach folgt ein kurzer Abriss der ausgewählten Geschichten. Das Vorwort von Elisabeth Kumpf schließt mit den Worten: „*Wer hat als Nächster gehandelt an dem, der unter die Räuber gefallen war?‘ fragt Jesus am Ende der Parabel den Gesetzeslehrer. ‚Der ihm Barmherzigkeit erwiesen hat‘, antwortet dieser. Und Jesus gebietet: Gehe hin und tue desgleichen.*“

Damit hätte diese kleine Geschichte einen runden, erbaulichen Abschluss gefunden. Gott hat es anders gewollt. Vor dem Einschlafen lese ich weiter im Buch „*Bruder Abel*“. Nach den ersten anrührenden, teilweise tragikomischen Geschichten beginnt auf Seite 85 die Erzählung „*Das Wunschkonzert*“ von Stanislaw Wygodzki. Es ist die Geschichte von Heniek, von einem, der den Holocaust überlebt hat. Er schreibt: „*Die erste Erschießung war Ende September an der Betonmauer. Hundertzweiundsechzig Mann. Genickschüsse mit Sprenggeschossen aus nächster Nähe. Sie wissen nicht, was Sprenggeschosse sind? Haben Sie von Dumdumgeschossen gehört? Na also. So eine Kugel macht*

kein Loch, sondern zerschmettert den Schädel und reißt ihn in Stücke. Das Hirn und kleine Schädelstückchen, scharf wie Holzsplitter, bleiben an der Mauer kleben. Größere Stücke fallen ab. Wir vierundvierzig mussten die Ermordeten beerdigen und die Mauer reinigen. Das geschah folgendermaßen... Ach was für schöne Musik! Sie gefällt ihnen nicht? Also, sie ließen uns in einer Linie antreten, das Gesicht zur Mauer, und wir mussten ablecken, was an der Mauer klebengeblieben war. Einen Zentimeter nach dem anderen. Die SS-Männer standen mit Gummiknüppeln dahinter und passten auf, das niemand ausspuckte. Das war nämlich verboten. Man musste die kleinen Gehirnkümpchen und Schädelstückchen runterschlucken. Zum Glück waren das winzige Knöchelchen. Die größeren waren ja abgefallen. Aber wenn sich einer vergaß und ausspie, bekam er eins mit dem Knüppel. Den Schlag spürte man kaum, man sah die Welt bloß wie im Nebel, wankend und verschwommen, und den Nacken hinter lief das warme Blut und tränkte das Hemd.“ All das geschah vor rund 75 Jahren vielleicht 750 Kilometer von hier entfernt – unter deutscher Leitung. „Unter deutscher Leitung“ – so hat man früher gelegentlich im Reiseprospekt Hotels im Ausland beworben. Vielleicht hat zur selben Zeit mein Vater auf der Schulbank im Lateinunterricht Julius Caesars „*De bello gallico*“ übersetzt. Mit diesen Bildern im Kopf lege ich das Buch zur Seite und schlafe ein.



Sonntag, 21. April 2019

6:00 Ostersonntag. Um 10 Uhr werden wir in den Gottesdienst gehen, um die Auferstehung Jesu zu feiern. Es hält mich nicht mehr im Bett. Ich muss aufstehen und anfangen, diese Geschich-

te aufzuschreiben. Hermann Weber, unser Pastor in der Stadtmission Arheilgen, hat seine Osterpredigt unter das Motto gestellt: „Plötzlich und unerwartet – Jesus lebt“. Auch wenn sich sein und mein Glaube in der Frage der Auferstehung grundlegend unterscheidet, so schafft Hermann es doch immer wieder, eine Brücke zu schlagen. *„Neues Leben beginnt dort, wo wir nicht tote Formen pflegen, sondern Jesus begegnen, wo durch Jesus das Trennende und Blockierende weggeräumt wird, wo Jesus durch mich handeln kann.“* Diese drei von seinen fünf Punkten sind es, die mich bewegen. Mittags haben wir Besuch von unseren Kindern. Die Sonne scheint, unser Enkel Luis sucht Ostereier, die Filomena zwischen den blühenden Blumen und Sträuchern versteckt hat. Ich sitze allein auf der Schaukel und denke an die bitteren Sätze, mit denen „Das Wunschkonzert“ beginnt: *„Das ist hübsch, nicht?“* Was sagte doch der Sprecher? *„Dem lieben Großvater wünschen die Söhne, Töchter, Enkel und Urenkel... Zeigen Sie mir mal einen Juden, der von sich sagen kann, er habe Söhne und Töchter großgezogen, und seine Töchter hätten ihre Kinder großgekriegt und deren Kinder wiederum ihre Kinder.“* Unser Sohn Alexander setzt sich neben mich: *„Du bist melancholisch?“* Ich antworte nicht. Nach einer Pause sage ich: *„Wichtig ist mir, dass du dich mit deinem Bruder gut verstehst“.* Abends sitzen Filomena und ich auf der Veranda. Am blauschwarzen Himmel sieht man in großer Höhe die hellen Kondensstreifen der Flugzeuge. Im Garten gehen vier Laternen mit fackelartig brennenden ockerfarbener LED-Beleuchtungen an. Es ist eine schöne, vertraute Stimmung, wie an einem Kamin. Nach einer langen Zeit gehen wir ins Haus und schließen die Tür.

Montag, 22. April 2019

Ostermontag. Es ist der Tag der Friedensdemonstrationen. Die Zeiten haben sich geändert und sind doch wieder gleich: Der Russe ist wieder der Böse. Aber es gibt einen Unterschied. Früher gab es noch genug Menschen, die den Vernichtungsfeldzug der deutschen Wehrmacht und der Waffen-SS entweder unmittelbar selbst mitgemacht oder doch zumindest erahnt und erspürt haben, was da vor sich ge-

gangen war. Die unzähligen Vergewaltigungen auf dem Vormarsch der Roten Armee wurden mit gesenktem Kopf hingenommen wie eine Kollektivstrafe Gottes für die eigenen, von vielen nur schemenhaft erahnten Gräueltaten, ebenso wie die verbrecherischen und militärisch völlig sinnlosen Flächenbombardements deutscher Städte durch Engländer und Amerikaner. Bei Kriegsende war mein Vater 18 Jahre alt und nur gut zwei Monate an der Front gewesen. Als er mit anderen Kriegsgefangenen auf dem Lastwagen saß und klar wurde, dass sie an die Russen ausgeliefert werden würden, kippte die Stimmung. Er berichtete, die einhellige Meinung von denen, die länger dabei waren, sei gewesen: *„Für das, was wir denen angetan haben, behalten die uns mindestens 10 Jahre dort.“* Für Mitglieder der Waffen-SS, leicht erkennbar an der eintätowierten Blutgruppe unter dem Arm, und für Angehörige von Truppenteilen, die lange in Russland waren, stimmte die Vorhersage: Die letzten kamen 1954 nach Hause.

20 Millionen Sowjetbürger haben wir Deutsche in diesem Krieg umgebracht. Allein die über zwei Jahre dauernde deutsche Belagerung Leninsgrads, dem heutigen St. Petersburg, haben eine Million Russen mit dem Leben bezahlt. In Leningrad ist auch Wladimir Putin geboren, nach dem Krieg, den seine Mutter mit viel Glück überlebt hat. Unter dem Titel *„Das Leben ist eine einfache und grausame Sache“* hat er die Erinnerungen seiner Eltern beschrieben. Die FAZ hat diese Erzählung am 7. Mai 2015 zum siebzigsten Jahrestag des Kriegsendes abgedruckt. Er schreibt dort über das Ende der Belagerung: *„Als meiner Mutter das Kind (Putins während der Belagerung an Diphtherie gestorbener Bruder) schon weggenommen worden war und sie allein daheim war und meinem Vater wieder erlaubt war zu gehen, ging er auf Krücken nach Hause. Als er ankam, sah er, wie Sanitäter Leichen aus der Eingangstür tragen, unter ihnen meine Mutter. Er trat näher heran, und ihm schien, als atmete sie noch. Er sagte den Sanitätern: ‚Sie lebt doch noch!‘, ‚Den Transport‘, bekam er zur Antwort, ‚wird sie nicht überleben.‘ Da ging er mit den Krücken auf die Sanitäter los und zwang sie, sie in die Wohnung zurückzutragen. Sie sagten: ‚Gut, wir tun jetzt, was du*

willst, aber sei dir darüber im Klaren, dass wir die nächsten zwei bis vier Wochen hier nicht mehr vorbeikommen werden. Du musst dann allein zurechtkommen.‘ Er pflegte sie gesund. Sie lebte bis zum Jahr 1999. Er verstarb Ende 1998.“ Fünf der sechs Brüder des Vaters sind im Krieg gefallen. Putin schließt mit den Worten: *„Aber es gab ja keine einzige Familie, in der nicht jemand gefallen ist. Es gab viel Kummer, viel Unglück, Tragödien. Was verwunderlich ist: Sie empfanden keinen Hass gegenüber dem Feind. Ich kann das, ehrlich gesagt, bis heute nicht ganz begreifen. Meine Mutter war überhaupt ein sehr weichherziger, gütiger Mensch... Sie sagte: ‚Wie soll man diese Soldaten hassen? Es waren einfache Leute, und sie sind auch im Krieg gefallen.‘ Das ist erstaunlich. Wir wurden von sowjetischen Büchern und Filmen erzogen... Und wir hassten. Aber bei ihr war das aus irgendeinem Grund überhaupt nicht so. Ich habe mir ihre Worte eingepägt: ‚Was will man denn von ihnen? Sie waren fleißige Arbeiter wie wir auch. Man hat sie einfach an die Front getrieben.‘ Von Kindheit an erinnere ich mich an diese Worte.“* Putins Bericht ist für mich eine Brücke zu den Erinnerungen meines im letzten Jahr verstorbenen Vaters. Über seine Zeit in einer Glasfabrik in Saratow hat er gesagt: *„In der Fabrik waren die Natschalniks, also die Vorarbeiter, drei Jüdinnen, für jede Schicht eine. Die hatten natürlich mitbekommen, was die Deutschen mit den Juden während des Krieges gemacht haben, aber da ist nie ein böses Wort gefallen.“* Trotz der schlechten Ernährung, die ihn beinahe das Leben gekostet hätte, hat er immer gesagt: *„Man hat uns immer menschlich behandelt.“*

Die Verantwortung für die fürchterlichen Verbrechen, die Deutschland begangen hat, und der große Respekt vor dem großen Herz und der Fähigkeit zur Vergebung von Russen und Juden war bei meinen Eltern immer vorhanden. Als der SPIEGEL mit dem Titelblatt von Willy Brandts Kniefall vor den Toten des Warschauer Ghettos bei uns auf dem Wohnzimmertisch lag, hat meine Mutter geweint. Meine Mutter. Wir haben uns nicht gut verstanden. Erst die letzte Nacht hindurch, als ich an Ihrem Bett gesessen und ihre Hand gehalten habe, habe ich mich mit ihr versöhnt. Am Morgen, um sieben Uhr in der Frü-

he, ist sie gestorben. Ich erinnere mich, wie ich als Jugendlicher in der elterlichen Wohnung Beethovens Neunte Sinfonie gehört habe – still für mich mit Kopfhörer – und mich von Schillers' Begeisterung habe anstecken lassen: „Seid umschlungen Millionen. Diesen Kuss der ganzen Welt“. Als ich, berauscht in jugendlicher Begeisterung, meiner Mutter davon berichtete, entgegnete sie: „Küsse, die man der ganzen Welt gibt, kosten nichts.“

Wo sind wir falsch abgebogen? Wo haben wir den Weg der gegenseitigen Verantwortung für den Frieden verlassen und sind den Parolen des blinden Hasses gefolgt? „Zu Wasser zu Lande und zu Luft sind heute Nacht amerikanische, deutsche und andere europäische Verbündete unterwegs nach Estland, um die russischen Verbände zurückzuschlagen“. Mit dieser Meldung hat vor wenigen Tagen eine Nachrichtensendung des Zweiten Deutschen Fernsehens begonnen. Erst danach wurde mitgeteilt, es handle sich um eine freie Erfindung, die aber sehr gut Realität werden könne.


Nachrichten als kollektive Hypnose? Ich glaube, dass ist selbst George Orwell nicht eingefallen. Für jeden Euro, den Russland für Rüstung ausgibt, geben die NATO-Staaten knapp 20 Euro aus – und es soll noch viel mehr werden. Wie irre sind wir geworden? Eine Antwort findet sich in Cialdinis eingangs erwähntem Buch. Er beschreibt den Fall von Catherine Genovese, einer jungen Frau, die im Stadtteil Queens in New York nach einer halbstündigen Verfolgungsjagd ermordet wurde – vor den Augen von 38 Menschen, die vom Fenster aus der Ermordung zusahen, ohne die Polizei zu rufen. Cialdini führt dies auf „pluralistische Unwissenheit“ zurück: Die Menschen schauen auf den Nachbarn, um einen Anhaltspunkt dafür zu bekommen, wie sie sich selbst verhalten sollen. Er schreibt: „Diese Seite des Phänomens der sozialen Bewährtheit erinnert mich immer an die Art, wie einige Indianerstämme – die Schwarzfußindianer, die Kri, die Schoschonen und die Krähenindianer – früher den nordamerikanischen Büffel gejagt haben. Der Büffel hat zwei Eigenarten, die ihn besonders anfällig für einen falschen sozialen Augenschein machen. Erstens sitzen die Augen so im Kopf, dass er besser zur

Seite als nach vorne sehen kann. Zweitens haben sie, wenn sie laufen, wie zum Beispiel während einer panischen Flucht, den Kopf gesenkt, so dass sie nicht über die Herde hinwegsehen können. Die Indianer erkannten, dass es demzufolge möglich war, Büffel in ungeheurer Zahl zu töten, wenn man eine Herde dazu brachte, auf eine Klippe zuzulaufen. Die Tiere, die auf das sozial bewährte Dröhnen der Hufe um sich her reagierten und nie aufblickten, um zu sehen, was vor ihnen lag, besorgten alles andere.“

Diese Taktik funktioniert auch bei uns Menschen sehr gut. Es ist vom Standpunkt der Massenpsychologie interessant zu beobachten, wie es einer Gruppe von Lobbyisten der US-amerikanischen Militär-, Erdöl- und Gasindustrie sowie der transatlantischen Militärbürokratie schrittweise gelingt, ein Land zu dämonisieren, mit dem wir seit Jahrhunderten spirituell aufs Engste verbunden sind, und das obwohl größere ideologische Differenzen fehlen. In den siebziger Jahren ist Willy Brandt für seine Entspannungspolitik mit der Sowjetunion gefeiert worden. Als Dissidenten zu Tausenden eingesperrt waren, ist Brandt mit Breschnew auf die Jagd gegangen. Ich fand das – bei aller Sympathie für Willy Brandt – befremdlich, aber damals hat das im freien Westen sonst kaum jemand gestört.

Auch heute ist Russland nicht die Schweiz, aber es herrscht doch eine sehr weitreichende Meinungsfreiheit, was für einen Vielvölkerstaat mit vielen unterschiedlichen Glaubensrichtungen, ungünstigen wirtschaftlichen Startbedingungen und hohem Konfliktpotenzial nicht selbstverständlich ist. Für mich ist es unbegreiflich, dass wir zu einer uns völlig fremden, geistig und politisch im tiefsten Mittelalter verhafteten islamistischen Monarchie wie Saudi-Arabien, einem maßgeblichen Paten des weltweiten Terrors, so freundschaftliche Beziehungen pflegen, sie sogar im großen Stil mit Waffen beliefern, während wir Russland verteufeln, dessen Geistesfürsten von Tolstoi bis Solschenizyn uns einmal so nahe waren. Gerade im Hinblick auf die gewaltige weltweite Herausforderung unsere Umwelt zu erhalten und zu bewahren, wäre es so wichtig, sich auf dieses tiefe und weitsichtige Erbe zu besinnen, statt es als Ausdruck von Ewiggestrigem abzu-

tun. Wir sind wirklich wie eine Büffelherde, die eine kleine Gruppe von Jägern über die Klippe springen und ins Verderben stürzen lassen kann. Wir bewegen uns auf einem Weg des lupenreinen Materialismus und Imperialismus, sehr ähnlich dem, der uns in den ersten Weltkrieg geführt hat – nur dass beide Seiten diesmal Atomwaffen zur Verfügung haben.

Wie finden wir wieder in die Spur? Warum habe ich meine Erzählung nicht mit der hübschen kleinen Moral beendet und die große Politik bemüht, die ich doch nicht ändern kann? Martin Buber erzählt in seinen Autobiographischen Fragmenten von einer eher unbedeutenden Begegnung mit einem Mann, der ihn um Rat gefragt hatte, und zieht über seine Rolle folgendes Fazit: „Ich, wahrlich kein Zaddik, kein in Gott gesicherter, sondern ein von Gott gefährdeter, ein immer neu um Gottes Licht ringender und immer neu an Gottes Abgründen vergehender Mensch, erlebte, nach Trivialem befragt und Triviales entgegnend, dennoch den wahren Zaddik, den nach Offenbarendem Befragten und Offenbarendes Entgegnenden, von innen – damals zum ersten Mal. Ich erlebte ihn in dem Grundverhalten seiner Seele zur Welt: in seiner Verantwortung.“ Und so möge dieser Text dazu beitragen, dass in einer tiefen Symbiose von Glaube und Verstand Jesus eines Tages tatsächlich vom Herzen der Menschen in ihre Hände kommt, damit das, was er und die großen Propheten des Alten Testaments verheißen haben, unter unseren Händen Realität wird. Das und nur das ist es, was das Gesetz uns befahl. 

Zum Autor
Dr.-Ing. Stefan Nold



Jg. 59. Studium der Elektrotechnik und Promotion an der TH Darmstadt. Nach Berufsabschluss einige Jahre in der Elektronik-Entwicklung bei KSB Pumpen in Frankenthal. Seit 1991 Inhaber eines Ingenieurbüros (SOFT CONTROL GmbH in Darmstadt) mit den Schwerpunkten optische Inspektionssysteme und intelligente Kameras für die Landtechnik. Aktivist und Mitbegründer verschiedener erfolgreicher lokaler Bürgerinitiativen (u. a. BI ONO Darmstadt gegen die Nordostumgehung).